man erwarten mag. Tritt auf Johannis Regen ein, so wird der Nachwuchs nicht gedeihn. Wenn die Siebenschläfer (27.) Regen kochen, regnet es noch sieben Wochen. Regnet es auf Peter und Paul (29.), so wird dem Korn die Wurzel faul. Ist's an Peter Pauli klar, hofft man auf ein gutes Jahr.'

Das „Leichentuch Christi" wieder im Reliquien-Schrein. Mit großen Feierlichkeiten, an denen auch fast die ganze königliche Familie teilnahm, ist in Turin das Leichentuch Christi, das seit der Hochzeit des italienischen Kronprinzen ausgestellt war, wieder in den Schrein zurückgelegt worden, in dem es seit der Hochzeit des gegenwärtigen Königs verwahrt wird. Im Mai 1842 war es anläßlich der Hochzeit König Victor Emanuels II. zum letztenmal den Gläubigen außerhalb der Kirche gezeigt worden. Die Reliquie, die seit etwa 500 Jahren im Besitz des Hauses Savoyen ist und die der Legende nach besonders glückbringend für die Familie sein soll, wird immer bei der Hochzeit des Thronerben ausgestellt.

Eine Mark für ein Kind.

Skizze von G. W. Beyer

Es würde hier entschieden zu weit führen, wollte man den Gründen nachgehen, die den Jüngling Michel Raiblinger eines schönen Tages in lebensüberdrüssige Stimmung versetzten. Vielleicht war es Enttäuschung in der Liebe, die den junger Mann zu der Auffassung gelangen ließ, daß dieses Dasein doch nicht mehr recht lebenswert sei. Möglicherweise spielte auch die Langeweile eine Rolle.

Auf jeden Fall beschloß Michel Raiblinger an einem heller Wintertage, aus diesem Leben zu scheiden. Für einen Sportsmann wie ihn wäre es sicher am ehrenvollsten gewesen, er würde sich in seinen Wagen gesetzt haben und mit Vollgas gegen irgend eine widerstandsfähige Mauer gerannt sein. Leider war dies aber nicht möglich, da besagtes Auto sich gerade in der Obhut eines Gerichtsvollziehers befand.

So geriet Michel Raiblinger auf den Einfall, sich im Fluß zu ertränken. Er wußte da im Stadtpark eine Stelle, wo das Wasser eines kleinen Strudels wegen niemals gefror. Und dann hatte er einmal mit einem Menschen gesprochen, der schon ohnmächtig aus dem Wasser gezogen worden war. Dessen Aussage zufolge gab es gar keinen schöneren Tod, denn er wollte nachdem das Bewußtsein geschwunden war, liebliche Musik vernommen und den verträumten Strand eines südlichen Wunderlandes erblickt haben.

Also schrieb Michel Raiblinger ein paar tiefgefühlte Abschiedsbriefe an die wenigen Menschen, von denen er annahm, daß sie sich näher mit seinem Ableben befassen würden, zog ein reines Hemd und einen Sonntagsanzug an, dazu den noch recht neuen Wintermantel, und wandte sich dem Stadtpark zu.

Obwohl der Himmel in strahlender Bläue auf den Schnee herab glänzte und Hunderte von fröhlichen Menschen sich auf dem Eise tummelten, bereute der junge Mann seinen Entschluß nicht im geringsten. Er war nur um so überzeugter, daß er in diese Fröhlichkeit nicht mehr hinein paßte.

Rasch ließ er die Schlittschuhläufer hinter sich und strebte der Stelle zu, die er sich ausgesucht hatte. Er stand am Ufer und vor ihm gurgelte das Wasser. Die Sonne hüllte sich schon in die rötlichen Schleier des zur Neige gehenden Tages, die Bäume warfen schwarze Trauerschatten auf den weißen Schnee, und der Himmel nahm hoffnungsgrüne Farben an. Michel Raiblinger fand das alles sehr stimmungsvoll und der ernsten Lage völlig angepaßt. Nur störten ihn die frohen und lauten Rufe einiger Kinder, die, zweihundert Meter rechts von ihm und halb durch einen kleinen Hügel verdeckt, den Hang hinunter und weit auf das Eis hinaus rodelten.

Der lebensmüde Jüngling wollte sich schon ins Wasser fallen lassen, als plötzlich ein entsetzter Schrei ihn aufsehen ließ. Drüben bei den Rodlern war ein Kind zu weit auf das Eis hinaus geschossen und eingebrochen.

Da vergaß Michel Raiblinger unvermittelt alle Selbstmordgedanken, warf seinen Mantel von sich und rannte stolpernd und rutschend über das Eis. Er warf ein paar Kinder, die sprachlos und erstarrt dem Ertrinkenden zusahen, vor ihren Rodeln, band diese in rasender Eile zusammen und schob die lange Schlange bis an den Rand des Eises vor. Er handelte mit einer Tatkraft und Geistesgegenwart, wie sie kein Filmheld überzeugender an den Tag legen konnte. Deshalb störte ihn auch das Geschrei eines Mannes, der sich wie wahnsinnig gebärdete: „Mein Junge, mein Junge!"

„Halten Sie den Mund und hier hinten die Rodel!" schnauzte Michel Raiblinger den Verzweifelten an. Dann sprang er ins Wasser und erwischte den Jungen, der schon halb ohnmächtig geworden war, gerade rechtzeitig genug am Kragen, um nicht noch eine Reise unter das Eis unternehmen zu müssen.

Ein Dutzend Menschen war inzwischen zusammengelaufen und begrüßte den Retter mit bewundernden Rufen. Der Vater stürzte sich mit dem erstickten Lachen des Ueberglücklichen auf sein Kind, riß es in die Arme, drückte es an seine Brust und hüllte es in den Mantel, den einer der Zuschauer selbstlos ausgezogen hatte und ihm übergab. Michel Raiblinger stand schlotternd vor Kälte daneben, und doch erfüllte ihn die Gewißheit, sich nützlich erwiesen zu haben, mit einem ihm bis dahin unbekannten Glücksgefühl.

Inzwischen kam von der Eisbahn ein Sanitäter mit ein paar Decken herüber gerannt, und hinter ihm her trabte unter möglichster Wahrung seiner amtlichen Würde ein Schupo. „Rasch ins Warme!" sagte der Sanitäter und hob das Kind auf den Arm.

Michel Raiblinger wunderte sich. Bisher war es ganz selbstverständlich, daß der Vater noch keine Zeit gefunden hatte, dem Retter zu danken. Doch jetzt schien er ohne ein Wort dem Sanitäter folgen zu wollen.

Plötzlich aber besann sich der Mann, wandte sich, zog die Hand aus der Tasche und bot sie Michel Raiblinger. Er war ganz gerührt, als er sagte: „Für Ihre edle Tat!" Ein Zweimarkstück blieb in der Hand des Retters zurück.

Michel Raiblinger besah sich die Münze in sprachlosem Staunen. An klingenden Lohn hatte er wirklich nicht gedacht. Zwei Mark! Eine Beleidigung. Sein Gesicht war alles andere als geistreich.

Doch die Spannung löste sich sofort, als der glückliche Vater rasch besonnen sagte: „Geben Sie mir bitte eine Mark wieder heraus!"

Da ließ Michel Raiblinger das Geldstück fallen und gab dem Mann eine Ohrfeige, daß der arme, sparsame Vater sich aufs Eis setzte. Dann ließ sich der Retter in aller Ruhe vom Schupo wegen Körperverletzung und tätlicher Beleidigung aufschreiben, suchte seinen Mantel, den er leider nicht mehr fand, weil der schon längst gestohlen worden war, und — ging nach Hause. Dort legte er sich ins Bett und schwitzte, um den Schnupfen wieder aus dem Leibe zu bekommen.

Als seine Bekannten von diesem Abenteuer erfuhren, suchten sie Erklärungen dafür, warum sich Michel Raiblinger nicht das Leben genommen hatte, um so mehr, als er nun doch einmal naß geworden war. Der eine meinte: „Er hat wohl gemerkt, wie unangenehm kalt das Wasser ist." Der andere sagte: „Als gut erzogener Staatsbürger mochte er nicht aus dem Leben scheiden, nachdem die Polizei ein Interesse an seiner lebenden Person genommen hatte." Ein dritter war der Ansicht: „Der Wert eines Menschenlebens ist ihm erst zum Bewußtsein gekommen, als er um eines ringen mußte."

Alle drei hatten nur teilweise recht. Der eigentliche Grund, warum Michel Raiblinger seinen selbstmörderischen Plan nicht zur Ausführung brachte, ist sehr einfach: Er hatte plötzlich gemerkt, daß sein Leben doch noch einen Inhalt besaß, den Kampf um sein Recht.

Deshalb erstattete er zuerst gegen Unbekannt Anzeige wegen Diebstahls. Dann suchte er einen Anwalt auf und beauftragte diesen mit seiner Vertretung in dem zu erwartenden Strafprozeß wegen Körperverletzung und tätlicher Beleidigung. Und schließlich gab er dem Rechtsanwalt Vollmacht, den sparsamen Vater auf Zahlung von Schadenersatz für den verdorbenen Sonntagsanzug.

Bevor diese Prozesse zu seinen Gunsten durchgeführt sind, wird Michel Raiblinger nicht freiwillig aus der Welt scheiden.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes

Nr. 44 **30. Mai 1931** **6. Jahrgang**

Passagier aus dem Flugzeug gestürzt.

ROMAN VON P. WILD

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle 1931

[3. Fortsetzung.]

Mister und Mistreß Glox waren im Einverständnis mit den amtlichen Stellen nach Genf abgereist. Die verschwundenen Akten schienen ein Spuk meines Hirns gewesen zu sein. Nichts Belastendes hatte sich nach irgendeiner Seite gezeigt.

Ich blieb. Erstens war ich Junggeselle ohne bestimmten Wohnsitz, zweitens freier Schriftsteller, also unabhängig, drittens fesselte mich das Geheimnis, und ich fühlte mich psychologisch im Bann der Menschen und des Geschehens. Da es für mich räumlich gleichgültig war, wo ich meinen Geist zu Papier brachte, fand ich die Rolle als Zuschauer von anregendem Interesse.

Der Untersuchungsrichter hatte mich zu sich gebeten. Ich machte mich auf den Weg.

Zu meiner Ueberraschung traf ich Frau Mürler bei ihm, die aus Liverpool zurückgekehrt war. Noch bleicher und noch unnahbarer als bei unserem ersten Sehen. Was mochte sie noch erlebt haben! Ihr veränderter Anblick erschreckte mich. Eine kurze Bemerkung von ihr klärte mich auf.

„Ich bin zu spät gekommen. Der Sarg war schon geschlossen; ich habe mein Kind nicht wiedergesehen. Eine Wiedereröffnung war, wegen des Zustandes der Leiche, unmöglich."

Ich verstand, was das für die Schwergeprüfte bedeutete. Ein bitteres Geschick hatte ihr auch bei dieser Trennung ein letztes Wiedersehen verwehrt. Nun hatte sie weder von ihrem Gatten noch von ihrem Kinde Abschied nehmen dürfen.

Die Frau hatte etwas Knappes, Kaltes, und doch zeigte ihr Aussehen, daß sie seelisch unter den Vorgängen unsagbar litt.

„So hat sich bis jetzt kein neues Moment in der Sache des Verschwindens meines Mannes ergeben?" fragte sie den Untersuchungsrichter.

Etwas weitschweifig, seiner Art gemäß, setzte er ihr auseinander, daß er die Annahme eines Verbrechens endgültig fallen gelassen hatte. „Es muß ein Unglück gewesen sein, gnädige Frau."

Sie schüttelte den Kopf.

„Damit gebe ich mich nicht zufrieden. Ich will und werde das Rätsel klären. Zunächst fahre ich jetzt zum Krankenhause. Ich will die Tänzerin sehen; mir ist, als finde ich dort einen weiteren Anhalt."

„Machen Sie sich keine unnötigen Hoffnungen, gnädige Frau!"

Ich fand es seltsam, dieses Versteifen auf das Kennenlernen der Tänzerin. Ahnte sie irgend etwas über deren Persönlichkeit? Hatte sie in Liverpool oder London Näheres über die Künstlerin erfahren?

Der Sachlage nach war das kaum möglich. Herrn Mürlers letzter Aufenthalt in London hatte im ganzen achtundvierzig Stunden gedauert. Da er Dinge von höchster Wichtigkeit zu erledigen hatte, war er kaum mit einer Tänzerin zusammengekommen.

* * *

Es ging um die Verwertung einer ungeheuer wichtigen, großartigen Erfindung: der Antennen-Fernbeheizung. Zwecks Auswertung des Patents hatte Herr Mürler, da er in Deutschland nicht genügend kapitalkräftige Unterstützung fand, eine englisch-amerikanische Finanzgruppe zugezogen. Diese kühlen Geschäftsleute zeigten für das „phantastische" Unternehmen höhere Einsicht als die zuständigen Behörden der Heimat.

Es ging um etwas Großes. Die Erfindung bedeutete eine Umwälzung der gesamten Wärmewirtschaft der Welt.

Statt Kohlen, Oel, Feuer würde die Wärme durch Wärmewellen aus der Luft bezogen und ähnlich den Radiowellen durch technisch vollendete Apparate zum Dienst der Erwärmung eingeschaltet werden, wobei der Ausdehnung des Verfahrens, seiner Intensivierung, keine Schranken gesetzt waren und Wärmegrade von großer Höhe erzielt werden konnten. So würde mit einem Hebeldruck, ohne Staub, Schmutz, Anstrengung, nicht zuletzt eine wunderbare, regulierbare Zimmerbeheizung beginnen.

Die theoretischen Kleinversuche hatten vorzügliche Ergebnisse gehabt. Nun hieß es, die Erfindung im großen auszuprobieren. Dazu gehörte vor allem Kapital, denn es mußten Wärmezentralen wie Kraftzentralen der Elek-

gefesselt und geknebelt.

trizität als Versuchsstationen errichtet und die Versuche in der Praxis vervollkommnet werden. Sollte der Aufbau solcher Wärmesendwerke gelingen, wäre die Umwandlung der Heizverhältnisse für die Welt Wahrheit geworden — ein neues Zeitalter würde beginnen.

Die Verhandlungen Mürlers waren mit einem Engländer und zwei Amerikanern unter strengster Vertraulichkeit geführt worden. Keiner der Teilnehmer erfuhr vor Abschluß des Vertrags die letzten technischen Einzelheiten; Mürler hatte nur das Notwendigste der Erfindung in großem Umriß verraten und an einem kleinen Apparat technisch vorgeführt. Die Erfindung hatte sensationell auf die Herren gewirkt, und die Amerikaner hatten um eine kurze Verhandlungspause gebeten, um ihren Kollegen, den bekannten Bankier Would, herbeizurufen. Mürler war einverstanden und wollte in der Zwischenzeit nach Deutschland zurückkehren.

Bei den Verhandlungen im Hotel waren durch geschickte Beamte alle Sicherheitsmöglichkeiten durchgeführt worden. Jeder Unbefugte war von der Konferenz ausgeschaltet. Keiner der Herren hatte einen Sekretär bei sich. Jeder war gleichermaßen von der dringenden Notwendigkeit strikter Geheimhaltung überzeugt.

So erfuhr ich, daß etwas besonders Wichtiges auf dem Spiel gestanden hatte, was auch den Untersuchungsrichter nachdenklich machte.

Dennoch fand ich nicht die geringste Verbindung zwischen der Wichtigkeit der Erfindung, der Konferenz und dem Interesse für die Tänzerin.

„Wollen Sie mich zu ihr begleiten", bat Frau Mürler. „Sie haben sie auf der Fahrt gesehen, können feststellen, daß sie es ist."

Es gab etwas im Wesen dieser Frau, das Widerspruch ausschloß.

Zustimmend verbeugte ich mich.

„Sie werden nicht vorgelassen werden, gnädige Frau. Soll ich vorher den Arzt anrufen?"

„Lassen Sie! Ich fahre hin und werde sie sehen." Das klang selbstsicher, bestimmt.

Wir fuhren zu den Krankenanstalten.

„Fräulein Brijja Hikma Khan? Bedaure, sehr, die Kranke darf keinen Besuch empfangen; sie ist noch ohne Bewußtsein. Der Herr Geheimrat hat strengste Ruhe angeordnet."

„Ist der Herr Geheimrat anwesend?"

Ein Blick der Schwester auf die Armbanduhr.

„Allerdings. Der Herr Geheimrat beginnt sogleich die Visite."

„Bitte melden Sie mich ihm."

„Ich bedaure! Ich darf ihn jetzt nicht stören. Strikte Order."

„Der behandelnde Arzt ist doch Herr Doktor Lübbe", erinnerte ich mich an das Gespräch des Untersuchungsrichters.

„Ganz recht. Zuerst. Später hat der Herr Geheimrat den Fall persönlich übernommen."

„Wie heißt der Herr Geheimrat?"

„Herr Geheimrat Doktor Tolfers", klang die Antwort, verwundert, daß diese Dame den bekannten Namen des Chefs nicht kannte.

„Tolfers, um so besser. Ich kenne den Herrn Geheimrat. Melden Sie dem Herrn Geheimrat Frau Generaldirektor Mürler"; sie betonte Namen und Titel scharf.

Und sie hatte recht getan. Es gelang. Die Schwester schwankte; kannte sie doch, wie jeder hier im Krankenhause, den Namen und das Gemunkel über Zusammenhänge des verschwundenen Direktors und der Tänzerin. Klatsch, der hier wie überall üppige Blüten trieb. Der Fall war außergewöhnlich. Vielleicht würde auch der Geheimrat diese Störung nicht beanstanden.

„Melden Sie mich" — Frau Mürlers Ton wurde autoritativ —, „auf meine Verantwortung."

Die Schwester ging.

Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück.

„Der Herr Geheimrat läßt bitten."

Mit ihren ruhigen, gleichmäßigen Schritten ging sie vor uns her den langen Gang entlang, klopfte an eine Tür, öffnete.

Der Geheimrat war schon im weißen Kittel.

In selbstverständlicher Höflichkeit ging er ihr raschen Schrittes entgegen, beugte sich über ihre Hand.

„Welch ein Wiedersehen, gnädige Frau! Ich habe Ihren Gatten hoch geschätzt. Meine herzliche Teilnahme ..." Nach kurzer Pause fuhr er warm fort: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt.

„Ich möchte die indische Tänzerin sehen, Herr Geheimrat."

Ein Schatten ging über seine Züge, ein Wundern.

„Leider kann ich Ihnen den Wunsch nicht erfüllen, gnädige Frau."

„Warum nicht?"

„Die Kranke soll durch nichts beunruhigt werden. Wenn kein Wunder geschieht, wird sie heute verlöschen — wie ein müdes Licht. Meine Kunst ist zu Ende."

„Ich will sie nicht stören, Herr Geheimrat — nur sehen. Bitte, erlauben Sie es doch. Es kann ihr ja nicht schaden, und ich verspreche Ihnen, daß ich kein Wort sprechen werde."

„Wozu, gnädige Frau?! Sie regen sich ganz unnötig auf!"

„Verstehen Sie doch, daß ich sie sehen muß!"

Unschlüssig überlegte der Arzt. Er verstand Frau Mürler nicht, doch wußte er, daß sie ihre Gründe zu dem sonderbaren Wunsch haben mußte, dachte an wunderliche Zusammenhänge, die ihm unsichtbar blieben. Das Mädchen würde sterben, und wenn Frau Mürler nichts wollte als sie sehen, konnte sie ihr nicht schaden, denn die andere war ja bewußtlos.

„Gut", klang es kurz entschlossen. „Kommen Sie mit; doch ich verlasse mich auf Ihr Versprechen. Kein Wort zu ihr sprechen!"

Ein langer Gang. Alles weiß, nüchtern, kalt, hygienisch. Hier und dort traten Neugierige aus den Zimmern. Die Anwesenheit von Frau Mürler hatte sich wie ein Lauffeuer in dem stillen Krankenhause verbreitet.

Nummer achtundvierzig — hier blieben wir stehen. Es war die „Leichenkammer", wie der Krankenhausausdruck den Raum bezeichnete, in dem die Todeskandidaten untergebracht wurden.

Wir traten ein.

Lachend spielte die Sonne durch den hellen Raum, tanzte in zitternden Strahlen über das Bett, traf wundervolles, halbkurzes, gekraustes, dunkelbraunes Haar, huschte über eine bleiche Wange. Das Gesicht konnte ich nicht sehen; es war zur anderen Seite gewandt.

Bei unserem Eintritt war die diensttuende Schwester aufgestanden und sah uns verwundert an.

„Keine Veränderung", meldete sie dem Geheimrat.

Unhörbaren Schrittes ging Frau Mürler zur anderen Bettseite und sah in das Gesicht der Kranken.

„Gabriele!"

Wie vom Blitz getroffen fuhr sie zurück, hielt sich vergebens am Bettpfosten fest; ihre Knie zitterten. Keuchend rang sie nach Atem.

Schon war der Geheimrat neben ihr. Angstvoll umklammerte sie ihn. Plötzliches Weinen schüttelte sie. Dann stieß sie ihn jäh zurück. Ehe der Geheimrat zugegriffen hatte, warf sie sich über die Kranke, schrie verzweifelt den Namen ihres Kindes:

„Gabriele!"

War sie irrsinnig geworden?

Sonderbar. Als habe die Stimme magische Gewalt, ging ein Zucken über das ausdruckslose Gesicht der Kranken. Kehrte das Bewußtsein zurück? Mühsam öffnete sie die Augen. Langsam glitt ihr Blick von einem zum anderen, fremd, suchend, leer.

Wir hielten den Atem an.

Nun haftete der Blick auf der todblassen Frau, die sie mit angstvollem Ausdruck ansah.

Die Kranke lächelte, weich, mühte sich ab, langsam formten die blassen Lippen ein Wort:

„Mutter!"

Dann schloß sie, wie nach unsagbarer Anstrengung, die Augen; aber das Lächeln blieb auf ihrem Gesicht.

Wir standen unter einem Bann. Keiner wagte ein Wort, eine Frage; bis ins tiefste erschüttert schwiegen wir.

Welch Geschehen! Da kam eine Mutter von weither, hatte dort ihr Kind begraben und fand es hier, lebend und doch ... dem Tod verfallen. Was mochte in ihrer Seele vorgehen?

Behutsam trat der Geheimrat zu ihr, berührte leise ihre Schulter; auch seine Stimme bebte.

„Gnädige Frau!"

Wie aus tiefer Traumlosigkeit erwachend, sah sie um sich. Ihr Blick war verwirrt. Doch als sie das Gesicht der Kranken sah, zuckte sie zusammen, rieb mit der Hand über die Augen, sah uns an, oder nein, sie sah durch uns hindurch, ohne uns zu sehen, nickte vor sich hin und sagte laut und feierlich, wie ein Geständnis:

„Es ist Gabriele — mein Kind."

Blicke gingen von einem zum anderen.

„Kommen Sie!" Der Geheimrat beugte sich zu ihr, half ihr aufstehen. Auf einen Wink von ihm trat die Schwester zur anderen Seite, stützte die Schwankende. Geschickt dirigierte der Arzt sie zur Tür.

„Hierbleiben ...", klang es flehend.

„Sie kehren sogleich zurück, gnädige Frau. Hier dürfen wir nicht sprechen, und Sie haben mir doch allerlei zu erzählen; nicht wahr?" Willenlos ließ sie sich fortführen.

In einem leeren Raum drückte der Geheimrat sie auf einen Sessel.

Langsam, stoßend ging ihr Atem. In dem starren Gesicht stand ein herzzerreißendes Lächeln. Teilnahmslos, schwer hingen die Arme an der Seite.

Er flüsterte der Schwester einen kurzen Befehl zu. Bald kehrte diese mit einem Glas Wein zurück. Er nahm es ihr ab, setzte es Frau Mürler an die Lippen.

„Trinken Sie", befahl er überredend, „es wird Ihnen gut tun."

Und sie trank.

Der Wein belebte sie — ein Hauch von Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück.

„Wo ist Gabriele?" Das war das erste Erinnern an die Gegenwart.

Sie wollte sich aufrichten, doch der Geheimrat drückte sie sanft in den Sessel zurück.

Mißtrauisch sah sie um sich.

„Mein Kind! Warum lassen Sie mich nicht zu ihr?"

„Sagen Sie mir zunächst: Ist die Kranke Ihre Tochter?"

„Ja, es ist Gabriele."

„Entsinnen Sie sich — waren Sie nicht zuvor in Liverpool?" erinnerte der Geheimrat betroffen.

„Dort ... ab", begehrte sie auf, „Betrug, es war eine Fremde! Schweigen Sie von ihr, schweigen Sie", befahl sie, „sonst werde ich verrückt."

Und sie hielt die Hände an die Schläfen, krallte sie in ihr Haar, von dem sie den Hut abgenommen hatte.

„So ist unsere Patientin nicht Brijja Hikma Khan?"

„Nein. Es ist Gabriele Mürler! Wie oft soll ich das wiederholen?" rief sie außer sich. „Zweifeln Sie daran, Sie auch?" wandte sie sich erregt an mich, richtete sich straff auf und sah uns forschend an.

„Ich glaube Ihnen", sagte ich ruhig, ernst.

Die Zustimmung schien ihr wohlzutun, sie zu beruhigen.

„Herr Geheimrat", nahm sie das Gespräch auf, geheimnisvoll flüsternd, „jetzt weiß ich. Es ist ein Verbrechen geschehen. Mein Mann ist ihm zum Opfer gefallen und mein Kind, denn ...", sie brach ab, stockte. Ein furchtbares Erinnern kam ihr. Die Worte des Geheimrats, ehe sie zu der Unbekannten ging: „Sie wird heute noch sterben."

„Herr Geheimrat, das ist nicht wahr. Tun Sie, was Sie können. Retten Sie sie. Sie muß leben."

Er schwieg. Doch vermochte er das Nein der Hartgeprüften gegenüber in diesem Augenblick nicht über die Lippen zu bringen.

„Wird Gabriele leben? Geben Sie mir Antwort", bat sie herrisch, „ich will es wissen."

(Fortsetzung folgt)

Der Pilger.

Immer war ich auf der Fahrt,
Immer Pilgersmann,
Wenig hab' ich mir bewahrt,
Glück und Weh zerrann.
Unbekannt war Sinn und Ziel
Meiner Wanderschaft,
Tausend Male, daß ich fiel,
Neu mich aufgerafft!
Ach, es war der Liebe Stern,
Den ich suchen ging,
Der so heilig und so fern
In den Höhen hing.
Eh' das Ziel mir war bewußt,
Wanderte ich leicht,
Habe manche Höhenlust,
Manches Glück erreicht.
Nun ich kaum den Stern erkannt,
Ist es schon zu spät,
Hat er schon sich abgewandt,
Morgenschauer weht.
Abschied nimmt die bunte Welt,
Die so lieb mir ward!
Hab' ich auch das Ziel verfehlt,
Kühn war doch die Fahrt!

Hermann Hesse.

Vom Junius und seinen Launen

Pfingstsonne brachte Sommerglut und leitete vorzeitig und sprunghaft das Sommerglück des Junius ein mit heuduftigen Abenden und mondhellen, zauberhaften Nächten. Die Rosen treiben Knospen; Lilien duften; Dahlien werden buschig und blütenüberladen. Junikäfer fliegen. Bei den kleinen Sängern belebt sich die Kinderstube. In der Sonnenglut trocknet das Heu im Heumonat. Die Römer weihten diesen Jahresabschnitt der Mondgöttin Juno, die unserer heutigen Benennung Pate stand. Unter Karl dem Großen wurde der Junius „brachmonath", Brachmonat, getauft, weil in ihm die brachliegende Feldmark umbrochen und für das kommende Jahr vorbereitet wurde. Nur in der volkstümlichen Benennung des Junikäfers als Brachkäfer lebt diese altdeutsche Monatsbezeichnung noch fort.

Der Juni leitet den Hochsommer ein, bringt aber auch milden Regen, der nach jahrhundertealten Wetterregeln sehr gelegen kommt, denn in Feld und Garten dürstet die junge Saat. Darum auch die Volkssprüche: „Juniregen — viel Segen. Vor Johanni bittet um Regen — nachher kommt er ungelegen. Juni feucht und warm — macht den Bauer nicht arm. Ist der Brachmonat warm und naß — füllt sich Scheuer und Faß. Brachmonat warm, naß, kühl, trocken — gibt's was in die Milch zu brocken." Besonders den Gewittern mutet man Gutes zu: „Viel Donner im Juni — bringt ein fruchtbar Jahr. Gibts im Juni Donnerwetter — wird auch das Getreide fetter. Junigewitter erfreut des Bauern Herz".

Besondere wetterkundliche Bedeutung kommen einzelnen Tagen im Juni zu. So besagen Wetterregeln: „Wie's wittert am Medardustag (8.), so bleibt's sechs Wochen lang danach. Hat Medardus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen. Hat Margret (10.) keinen Sonnenschein, so kommt das Heu nie trocken rein. Regnet's am St. Barnabas (11.), schwimmen die Trauben bis ins Faß. O heiliger Vitus (15.) regnet nicht, daß es uns nicht an Gerste gebricht. Wer auf Benno (16.) baut, bringt viel Flachs und Kraut. Regnets um Johannistag (24.) — eine nasse Ernte